

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 181.

Samstag, 5. August.

1916.

## Frau Minchens Narretei.

(I. Fortsetzung.)

Humoristischer Roman von Räte van Becker.

(Nachdruck verboten.)

Er tat viel Geld in denbeutel und reiste seiner Pflicht nach, und Frau Minchen tat die ihre, indem sie ihn aufforderte, seiner verwaisenen Schwester einen Platz an ihrem Herde anzubieten.

Fritz zwinkerte merkwürdig mit den Augen, küßte sein Minchen und brummte etwas von Dank für die gute Meinung, brachte aber bei der Rückkehr die Schwester nicht mit. Sie hätte nicht gewollt, berichtete er einsilbig, sie verdiene dort ihr Brot. Auf welche Art und Weise sie das tat, blieb ungesagt, ebenso, daß ihm der Verzicht der Schwester auf den Platz an seinem häuslichen Herde ein hübsches Pöstchen Geld gekostet hatte, das er aber gern opferte, um des häuslichen Friedens und — — nun um so mancherlei anderer Dinge halber.

Minchen war keine Fragnatur. Ihr genügte die angenehme Tatsache, die Schwägerin los zu sein und sie hätte deren Dasein wohl allmählich ganz vergessen, wenn nicht, nach ungefähr Jahresfrist, die Vermählungsanzeige dieser jungen Dame eingetroffen wäre.

Richtige Vermählungsanzeige, vornehm bis in den letzten Buchstaben hinein, im modernsten Stil, auf modernstem Papier — vermählt mit dem Rittmeister Freiherrn von Viebermann. Der Rittmeister war zwar a. D., aber trotzdem blieb er Rittmeister und Freiherr!

Minchen erstarrte. Von all den Gutsbesitzern rings in der Umgegend war nicht ein einziger ablig! Und nun besaß sie eine Schwägerin, die Rittmeisterin und Freifrau war! Zum ersten Male seit sie ihres Fritz's treues Weib geworden war, erwachte die Neugier in ihr. Wie war denn diese Schwester, die es so weit gebracht hatte?

Fritz war selbst erstarrt. Donnerwetter, das Emporküßen lag doch wohl in der Familie! Wie die Amalie war? Na, schön — bildhübsch und forsch! Er strich den dunklen Schnurrbart, lächelte sein Minchen an und sagte: „Siehste, Minchen, wir Nidels machen's mit die äußern Vorzüge!“

Minchen lächelte auch. Ja, das wußte sie, aber nebenbei war ihr Fritz ein tüchtiger Mensch und guter Arbeiter.

Als sie das stolz sagte, verzog ihr Mann das Gesicht etwas eigentümlich, schüttelte den Kopf und ließ sich zu der Äußerung hinreißen, daß man so etwas der Male nicht gerade nachsagen könne, aber weiter ließ er sich nach wie vor nicht über die jetzige Freifrau aus, und als der vornehmen Vermählungsanzeige einige Tage darauf ein langer Brief der Schwester folgte, blähte sein Stolz auf die vornehme Verwandtschaft merklich ab und er begann wieder zu glauben, daß das Emporküßen doch wohl nur seine Familiensache wäre.

In diesem Sinne hatte auch der Brief der freifräulichen Schwester geklungen und der begüterte Bruder fand es günstig, der zu ihm geplanten Hochzeitsreise des jungen Paares dadurch vorzubeugen, daß er lieber

nochmals ein erkleckliches Sümmchen als den Frieden seines häuslichen Herdes opferte.

So lernte Frau Minchen die vornehme Schwägerin und deren Herrn Gemahl nicht kennen und tröstete sich auch darüber, nachdem ihr Mann ihr in ziemlich vagen Umrissen angedeutet hatte, daß der Herr Rittmeister wahrscheinlich ein Yump sei, dem seine arme, unerfahrene Schwester zum Opfer gefallen wäre, und daß man besser täte, sich nicht weiter um die Verwandtschaft zu kümmern.

Danach wurde ihrer nicht mehr gedacht. Fritz Nidel und seine Frau hingen mit ihren gesunden Sinnen nicht gern unfruchtbaren Gedanken nach. Sie waren vollbefriedigt von ihrem eigenen Leben, in dem alles, woran sie die Hand legten, blühte und gedieh. Nur eines nicht, wenigstens nicht so, wie Frau Minchen es wünschte, und gerade dieses eine war ihr die Hauptsache. Ihr Lieblingskind, ihr Eugen, vernichtete auf das entschiedenste alle Hoffnungen, die sie auf ihn gesetzt hatte. Er blieb ein kleiner, dicker, ungeschidter Stöpsel, mit einer strohblonden Mähne, wasserblauen Augen, einem Pampelnäschen und einem Saifischmäulchen, das genaue, traurige Ebenbild seiner schönheitsarmen und dabei so schönheitsdurftigen Mutter. Und dabei schien er der einzige bleiben zu wollen, dieser Schlingel, der sich so beeilt hatte mit seinem Eintritt in die Welt, als wenn er gleich hinter sich einer langen Reihe von Geschwistern Platz machen mußte!

Frau Minchen sah oft mit umbüstertem Blick auf ihr unerwünschtes Ebenbild, am meisten, wenn aus Berlin wieder einmal die Nachricht einlief, daß der freiherrlichen Familie ein Knabe oder ein Mädglein geboren sei.

Das waren die einzigen Lebenszeichen, die von der vornehmen Verwandtschaft kamen. Sie kosteten Frau Minchen stets ein paar neidische Seufzer und ihrem Mann eben so sicher einige Papierschneine, beide Opfer schweigend und heimlich gebracht. Dazwischen liefen auch ab und zu Todesnachrichten der freiherrlichen Sprößlinge ein, für die Fritz Nidel allein seine Opfer brachte, denn Frau Minchen erklärte in diesem Fall mit kühlster Ruhe: „Na, ichad't auch nichts. Was brauchen die Leute so viel Kinder? Die könnten wo anders hinkommen, wo man sie gut ernähren könnt!“

Und sie wußte, was sie damit meinte, nur, daß diese eigensinnigen Kinder sich leider nicht nach ihrer Meinung kehrten und nicht zu den Leuten kommen wollten, die sie so gut ernähren konnten.

Die junge Frau Schweidler, die mit ihrem Mann seit zwei Jahren zu den nächsten Nachbarn des Nidel'schen Ehepaares gehörten und sich mit diesem sehr angefreundet hatten, trotzdem zwischen den beiden Frauen ein beträchtlicher Altersunterschied bestand, war die einzige, der gegenüber Frau Minchen manchmal ihr Herz ausschüttete.



„Ja, wenn ich man bloß eine Tochter hätt“, seufzte sie dann immer wieder.

Und getreulich tröstete die hübsche, junge Nachbarin: „Das kann noch immer kommen, Niedelchen. Nur nicht den Mut verlieren. Wenn sie mal kommt, wird sie denn auch was Extraes!“ Dann leuchteten Frau Minchens Augen wohl momentan hoffnungsvoll auf, um sich gleich darauf wieder zu verschatten.

„Ja, Schweichlerchen, Sie können gut reden, Sie sind noch jung! Ihnen fliegen die gebrat'nen Tauben noch in'n Mund!“ Frau Perta Schweichler zog ihr Gesicht in komisch schmerzliche Falten. Der oben auf dem Dachfirst ihres alten Gutshauses klappernde Storch hatte ihr eben das erste Kindchen, einen rosigen, dicken Jungen, durch den Schornstein geworfen, aber sie fand, trotz dieser liebenswürdigen Beteiligung des rotbeinigen Adebars, daß diese gebratenen Tauben doch nicht so ganz bequem in den Mund slögen und wehrte daher bescheiden ab.

„Nein, nein, Niedelchen, ich bin vorläufig versorgt. Jetzt haben Sie den Vortritt, ich verpuste mich erst ein bißchen.“

Aber Frau Minchen kam selbst dieser höflichen Aufforderung nicht nach. Die ersuchte Tochter wollte nicht erscheinen und Eugen, das migratene Liebeskind, blieb nach wie vor der einzige Sproßling der Niedelchen Ehe.

In Berlin schien mittlerweile der Kindersegen aufzuhören. Dafür traf die Todesnachricht des Rittmeisters und Freiherrn ein und damit zog am Lebenshimmel Fritz Niedels eine drohende Sorgenwolke auf, die verwitwete Freifrau ließ es sich nicht genug sein an der kräftigen Beihilfe, die ihr Bruder zum Begräbnis seines Schwagers leistete, sondern gab ihren schwesterlichen Gefühlen einigen Ausdruck, indem sie kurz und zärtlich verlangte, daß der Bruder Fritz sie und ihre Kinder jetzt für längere Zeit bei sich aufnähme.

Als dieser liebevolle Wunsch mit äußerster Energie und goldenem Nachdruck abgewiesen wurde, schwiegen die verwandtschaftlichen Gefühle für einige Zeit und traten dann in zwar verkleinerter, aber noch ausgeprägter Form auf, indem die Freifrau verlangte, daß ihr Bruder, der ja fast gar keine Kinder habe, eines der ihren als sein eigenes Eigentum für Lebenslang zu sich nehmen solle. Es könnte das Kind ja immerhin den Namen behalten, auf den es getauft sei, denn ihr lieber Bruder Fritz würde sich nicht der Tatsache verschließen, daß dieser Name besser klinge und kräftiger in der Welt vorwärtshilfe als der schlichte Name Niedel. Aber sonst sei Frau Amalie ganz geneigt, alle Rechte abzutreten und alle Pflichten für ihr adeliges Kind dem bürgerlichen Pflegevater zu überlassen.

Dieser bürgerliche Pflegevater tobtz. Er ließ sich in seinem Born über die unausgesehten verwandtschaftlichen Forderungen sogar soweit fortreißen, daß er seiner Frau gegenüber zum ersten Male seine Familie eine Lumpenbagage nannte, und verschwor sich, daß von dieser nie jemand einen Fuß in sein sauberes, bürgerliches Haus setzen solle.

Frau Minchen war ganz bestürzt. Eugen zählte nun schon acht Jahre, die Aussicht, daß er noch einen Nachfolger oder eine Nachfolgerin erhalten würde, zerfloß immer mehr zu einem schönen Traum, und daher war ihr der Gedanke an ein hübsches, vornehmes Pflöge-Kindchen nicht so ganz unmöglich vorgekommen. Aber als ihr Fritz, nun einmal im Zuge, sein lang verschlossenes Bruderherz so weit erleichterte, daß er deutlich heraus sagte, seine Schwester wäre immer eine Schlampe und ein leichtsinniges, genußlüstiges Ding gewesen, und der saubere Herr Rittmeister hätte wohl nur die Rolle eines Deckmantels für den sehr lockeren Lebenswandel des schönen Weibes gespielt, da strich Frau Minchen jeden Gedanken an solch ein Pflöge-Kindchen aus ihrem Herzen und gab ihrem Manne vollkommen recht, daß er diesmal sich mit voller Energie von der Schwester lossagen und all ihre weiteren Forderungen

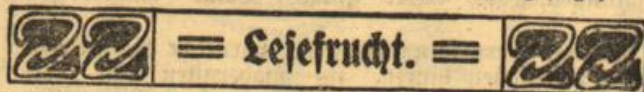
an sein verwandtschaftliches Gefühl und seinen Geldbeutel ein- für allemal zurückweisen solle.

Fritz Niedel mußte dafür sehr tief in den Geldbeutel seiner Frau greifen. Der alte Amtmann Rothahn hätte sich im Grabe umgedreht, wenn er gesehen hätte, wie dieser nichtsnutzige, kleine Inspektor mit seinem schönen, erworbenen und ererbten Gelde umging, und Frau Minchen wäre vielleicht auch etwas unangenehm überrascht gewesen von dieser Erkenntnis. Da sie aber ihrem Fritz blind untertan war, wie die Frauen der guten, alten Zeit, aus der ihre Ansichten meistens stammten, es gewohnt waren, und von ihrem Soll und Haben nicht die leiseste Ahnung besaß, so blieb ihr glücklicherweise jeder Kummer in dieser Angelegenheit erspart, und ihr Herz konnte sich erleichtert fühlen, ohne daß sie wußte, wie ihr Geldbeutel erleichtert wurde.

Übrigens durfte der Herr Rittgutsbesitzer Niedel sich schon solch einen tiefen Griff in den Geldbeutel ohne Gewissensbisse erlauben, denn seine außerordentliche Wirtschaft hob unausgesetzt die Erzeugnisse des Bodens und sein Sohn Eugen nahm selbst nach diesem Abzug an unbekannte Basen und Bettlern jährlich immer mehr zu an Gut und Geld.

Leider nicht ebenso an Schönheit und Verstand. Er war ein guter, lieber Junge, aber Staat konnte man mit ihm nicht machen. Getreulich blieb er das Ebenbild seiner Mutter, äußerlich und innerlich, etwas langsam im Denken und Erfassen, nicht leicht zugänglich und in gewissen Fällen von unentwegter Starrköpfigkeit, aber sonst gutmütig und brav. Ein tüchtiger, schlichter Alltagsjunge, der, wenn nichts Besonderes ihn aufstachelte, seinen Weg ruhig, schlicht und gerade durchs Alltagsleben machen würde. Frau Minchen seufzte nach wie vor, wenn sie ihn ansah. Sie liebte ihren Sohn, selbstverständlich, wie sollte eine Mutter nicht ihr einziges Kind lieben? Aber zur Zufriedenheit mit ihm, in dem was ihr Herz träumte, kam sie nie, am wenigsten, wenn sie andere Kinder sah.

(Fortsetzung folgt.)



Nur selten ruht auf festem Grunde,  
Was man im Leben „Jugend“ nennt:  
Denn halb entstammt's der guten Stunde  
Und halb dem Temperament.

Reizner.

## Freiwillige vor!

Von Divisionspfarrer S. Lehmann.

D. E. K. Die Sturmflut deutscher Waffen war mit donnerndem Anprall gegen den Eisengürtel der stolzen Franzosenfeste Verdun hinangebrandet. Schon waren stark-lestefigte Dörfer tiefeingemauerte Batterien, selbst schier unbewingbare Panzerfesten aus der Geschlossenheit des gewaltigen Capellees der französischen Front herausgerissen. Auch immer rollte der dumpfe Donner schwerer und schwerer Batterien zu unserer Maas-Mosel-Front bei Tag und Nacht herüber und füllte unsere vielgewohnten Ohren mit fröhlichem Dröhnen und ließ im Zittern des Erdbodens den Sand der Grabenbrüstungen rinnend niederfallen und die brüchigen Fensterscheiben unserer Ruhezquartiere klirren. Der Krieg als Meister aller wut- und haßvollen Töne spielte uns eine Fuge von ohr- und herzerschütternder Gewalt und ließ uns oft mitten im Gespräche erschauernd schweigen, wenn als den Grundakkord der furchtbaren Kriegsweise wir wieder einmal dies erkannten:

„Menschliches Wesen, was ist's? Gewesen.  
In einer Stunde geht es zugrunde.“

Gnade Gott den Kameraden, die dort im Höllefeuer liegen! Neue und immer neue Streitkräfte führt der Feind gegen sie heran. Division folgt auf Division, Reserve auf Reserve. Daß dort vor der „Hoffnung Frankreichs“, vor Verdun, der Siegeswille der deutschen Soldaten gebrochen werde, dazu zieht man Truppen von allen Fronten herbei.



Aber die deutsche Heeresleitung will und muß wissen, von welchen Stellen der Front. Zu dem Zwecke gilt es, französische Gefangene zu machen und auszuforschen. Sie müssen in ihren Gräben unter dem Schutze der Nacht und starker Artillerie-Vorbereitung überrumpelt und durch das Gewirr der beiderseitigen Drahtverhaue und der dazwischenliegenden Granatlöcher herübergeschleppt werden. Keine kleine Arbeit, denn auch die französischen Posten haben scharfe Augen; auch die französischen Minenwerfer schleudern ihre furchtbaren Geschosse gut; auch die französische Stachelbrüste hemmen den raschen Vorstoß; auch die französischen Schützen zielen sicher. Wer an der nächsten gewaltsamen Erkundung teilnimmt, muß sich vor Augen halten, daß es auf Tod oder Leben geht. Wie mancher hatte schon bei solchem Vorstoß sein Leben eingebüßt! Nicht allen auch, die dabei nur verwundet waren, war es so gegangen, wie dem prächtigen, zähen Musketier Wintermeier, der mit zerschmettertem Bein vor dem feindlichen Graben liegen geblieben war, aus seiner Betäubung aufwachend die erfolgreiche Kameraden schon wieder in den Schutz des eigenen Grabens zurückgelehrt merkte und nun doch noch, wenn auch unter unsagbaren Schmerzen und unter noch unaussprechlicher größerer innerer Erregung, in stundenlangem Mühen unter feindlichen Geschossen hin zu unserer Stellung herüberkriechen konnte! Nicht allen auch, die zwischen den Gräben verwundet liegen geblieben waren, war es so gegangen, wie den dreien, die der unerschrockene Leutnant Wilms auf die Meldung ihres Vermisstwordens selber draußen suchte und fand und durch des feindlichen Feuer zurücktrug und so rettete. Gewalttame Erkundungen gegen den tapferen und wachsamsten Feind drüben in den französischen Gräben erfordern ganze Mäner, erprobte Soldaten voll Kaltblütigkeit und Mut und Todesbereitschaft. Die sollten heute zu dem geplanten Vorstoß in die feindliche Stellung auserlesen werden.

Der Oberleutnant hatte seine Kompanie antreten und die Aufforderung „Freiwillige vor!“ ergehen lassen. 60 Mann brauchte er; über das Doppelte dieser Zahl meldete sich. Aus diesen wurde die Auswahl getroffen. Dann wurde auf Wunsch der Offiziere und Mannschaften von dem evangelischen wie von dem katholischen Pfarrer Gottesdienst gehalten, kurz und herzlich. Ernst und leise ging die Schar der Andächtigen von Lannen, da drängten sich drei an ihren Pfarrer heran, wagten aber nicht zu reden. Nur ihre unschlüssige Haltung und ihre bittenden Augen zeigten dem, daß sie etwas auf dem Herzen hatten. So fragte er sie nach ihrem Begehre, und da kam es heraus: Freiwillige vor! hatte es geheißt, und da waren auch sie mit vorgetreten; aber sie waren zurückgewiesen und wollten doch so gerne mit dabei sein! Warum zurückgewiesen? Nun, der wäre verheiratet, der zu jung an Kampferfahrung und der etwas schwächlich. Aber sie wollten doch so gerne dabei sein! Ob nicht vielleicht der Herr Pfarrer, ja, ob nicht vielleicht der Herr Pfarrer beim Herrn Oberleutnant ein gutes Wort einlegen könnte, daß sie doch noch mitdürften. Das sind unsere deutschen Soldaten im 22. Kriegsmonat. So folgen sie dem Rufe: Freiwillige vor!

Das Rekrutenbataillon war die ganze Woche über nicht zur Ruhe gekommen. In aller Morgenfrühe schon war Tag auf Tag Beden, und bis die Sonne hinter den Bergen der Ebes Lorraines verschwand, gab es unausgesetzt zu tun für die jungen und alten Rekruten, die da im Waldlager untergebracht waren. Und die kommenden Vaterlandsverteidiger nahmen es sichtlich ernst mit ihren RekrutendPflichten, ob sie nun vordem alterföhrere Lehrer oder junge Landarbeiter, schwächliche Theologiekandidaten oder handfeste Schmiede, gewandte Referendare oder schwerfällige Bauernjungen waren. Sie „klopfen Griffe“ und machten Sturmgang, hoben Gräben aus und bauten Stollen, flochten Maschinen und errichteten Drahtverhaue, schlugen Holz und schlepten Wasser, je wie es ihnen befohlen war, und sanken des Abends früh in rechtschaffener Müdigkeit auf ihre Lager zu gesundem Schlafe, bis der Dienst am frühen Morgen sie wieder aufrief. „Keine Ruh bei Tag und Nacht, nichts was mir Vergnügen macht“ summt der Wiesbadener Opernsänger mit dem unverwundlichen Humor unserer Feldkoten vor sich hin; denn mehrere Nächte hatten sie sich in dieser Woche schon mit Stellungsausheben und Baumverschleppen um die Ohren geschlagen und hinterdrein nur wenige Stunden Schlaf gehabt. Nach Hause zu schreiben

oder etwas zu lesen, das war man in den kurzen Et- und Ruhepausen nicht aufgelegt, nicht frisch genug. Das alles, Ruhen und Lesen und Schreiben, das sollte am Sonntag kommen, an dem es nur einige Appelle gab. Ja, Sonntag! Wie sie alle sich auf seine Ruhe freuten!

Inzwischen traf im Lager vom Divisionspfarrer des Fernspruch ein: „Laut Divisionsbefehl Sonntag, 8 Uhr vormittags, evangelischer Gottesdienst in K. . . Den Mannschaften des Rekrutenbataillons ist die Beteiligung freizustellen.“ Das Regenwetter der letzten Tage machte ohnedies den Weg zu dem kleinen französischen Dorfe nicht verlockender, und die kleine französische Dorfkirche sah ja auch außer den Truppen, die im Dorfe selbst zur Ruhe lagen, nicht mehr viele. Also „Freiwillige vor!“

Die Müdigkeit der ganzen Woche steckte den Rekruten in den Knochen und blinzelte aus ihren Augen, als sie am Samstagabend zum Appell antraten. Müde hörten sie auf die Mitteilungen und Befehle. Dann wurde zur Beteiligung am morgigen Kirchgange aufgefordert. „Freiwillige vor! Es soll keiner gezwungen sein, zumal die Kirche in K. nicht alle aufnehmen kann. Darum nur Freiwillige vor!“

Zu Hause in Friedenszeiten hätte sich vielleicht keiner von all diesen Männern gemeldet, oder nur der Seminaroberlehrer und frühere Theologe und vielleicht noch einer oder der andere von den Bauernburken. Und nun lockte die Ruhe des Sonntagmorgens, auf die sie alle sich freuten. Freiwillige vor! Und das Unerwartete geschah: Alle, alle traten vor, auch nicht einer blieb zurück. Alle wünschten sie, am Kirchgang teilzunehmen. „Das geht nicht! Alle können nicht mit. Wer tritt freiwillig zurück? Niemand rührt sich von der Stelle; keiner tritt zurück, keiner will zurückbleiben, auch nicht einer. Der Fernsprecher arbeitet. Der Divisionspfarrer erfährt von dem Erfolge des „Freiwillige vor!“ und wird gefragt, ob das Erscheinen aller möglich sei. Und es ward möglich. Die Sonne grüßte den Sonntag, und auf dem Kirchhufe um die altehrwürdige kleine Kirche von K. her standen zwischen verwitterten Grabsteinen und auf überwucherten Wegen weit über tausend andächtige Männer und traten singend und betend und lauschend vor ihren Gott: Freiwillige vor!

Die Stille der Nacht liegt über dem alten Schlosse von J., und die alten Linden davor erzählen sich leise von den fernsten Zeiten, da eine Schwester der Jungfrau von Orleans den trugenden Steinbau steil über dem Tale des Flüsschens auführte. Von fernher wirft eine Leuchtrakete der wachsamsten Wächter zuckende Lichter über die große, zinnummauerte Steinterrasse; und wenn der Donner einschlägt, der Granaten von den Stellungen zum schlummernden Schlosse herübertrömt, dann zittert daran wohl die weiße Fahne mit dem roten Kreuze wie in tiefem Widerwillen, und einer oder der andere von den Verwundeten, die im Schlosse gekettet sind, fährt jäh empor: „Feuerüberfall!“ „Achtung, Mine!“ und fällt wieder in unruhigen Schlummer zurück.

Da ein Pfingstfest des Fernsprechers, ein Hüsch über die Steinfliesen der Halle, ein Lichtanzünden; auf den Treppen wird es lebendig mitten in der Nacht. Ein Schwerverwundeter ist angekündigt. Pflichtgemäß ist als erster der Assistent des Chirurgen zur Stelle, der „Professor“, wie die Kameraden den pflichteifrigen ersten Mann mit den durchgeistigten Zügen nennen. „Ist das Auto schon da?“ Da rattert es durch das Tal herauf. Im Operationsaal ist jedermann auf seinem Posten. Oberstabsarzt Boerner kennt keine Säumigkeit und Unordnung. Der erste Chirurg der Division im weichen Kittel des Operateurs ist fertig zur Arbeit, als der bleiche, bewußtlose Unteroffizier mit der schweren Granatverletzung eingeliefert und auf den Operationstisch gelegt wird. Ein prüfender Blick unter den schnell entfernten Rotverband. „Höchste Zeit!“ Und Messer und Sonde und Schere und Kupfer arbeiten in den Händen der Ärzte und Gehilfen bei peinlicher Sorgfalt und zielicherer Ruhe mit fliegender Geschwindigkeit. Kein Wort! Der Verwundete atmet ruhig in der Maske. „Vielleicht glückt's noch!“ Dann wieder Stille. Der Operateur ist ganz gespannte Kraft; da fliegt ein Wattenbausch, da ein unscharfes Messer beiseite. Schnell! Schnell! „Puls schlecht!“ Aber weiter! Daheim träumt eine liebende Frau und unmündige Kinder vielleicht gerade eben von frohem Wiedersehen mit dem geliebten Manne und der. . .! „Zu viel Blut verloren.“ Der von der Arbeit erhigte Chirurg rich-



tet sich auf und schaut einige Augenblicke prüfend auf den Schwerverletzten. Dann gehen seine Blicke über seine Ärzte und das helfende Sanitätspersonal. „Es hilft nichts, wir müssen ihm frisches Blut einführen! Übertragen! Wer will's wagen? Freiwillige vor!“ Sein Blick bleibt auf den Sanitätsmannschaften haften. Die sehen ernst in sich hinein. Sollten sie's wagen? 10 Minuten lang ihr Blut in die Adern des durch den Blutverlust an den Rand des Todes gebrachten Kameraden einströmen lassen? Sich einer Infektion aussetzen? vielleicht gar dem. . . Doch ehe noch einer sich entschlossen, tritt aus der Reihe der helfenden Ärzte ein junger Feldunterarzt hervor. „Nehmen Sie mich, Herr Oberstabsarzt!“ Der sieht verwundert zur Seite, dem jungen entschlossenen Manne ins ruhig blickende Auge. „Was, Sie, Böwling?“ Aber es ist keine Zeit zu verlieren mit Staunen und Fragen und Bedenkenäuhern. Schnelle Hilfe tut not. Schnell ist das Nötige getan. Ein Schnitt des sicher geführten Messers in die Schlagader am Handgelenk des mit feiner Wimper zuckenden Arztes, und schon pulst das frische Blut in die Venen des Schwerverwundeten hinüber. Lange 10 Minuten! Dann werden flugs zwei Verwände angelegt; und durch das Opfer dessen, der willig sein Blut für den ihm unbekannten Kameraden dahingegeben hat, wird der andere aus Lebensgefahr glücklich gerettet. Als beide gesundet sich die Hände reichen konnten, wußten sie für ihr Leben, wie das „Freiwillige vor!“ auch Kameradschaft erheischt.

## 22 = Bunte Welt. = 22

Wie Berlin vor 100 Jahren Königs Geburtstag feierte. Während König Friedrich Wilhelm in den ersten Augusttagen des Jahres 1816 an den Heilquellen zu Karlsbad und Teplitz Kräftigung seiner Gesundheit suchte, ließ es sich die preussische Residenz nicht nehmen, sein auf den 3. August fallendes Geburtstagsfest in herkömmlicher Weise als Volksfest zu feiern. Die Anwesenheit des Fürsten Blücher von Wahlstatt, des ruhmgekrönten Feldmarschalls, gab dem Tag seine besondere Weihe. Um 10 Uhr vormittags wurde zunächst auf dem Erzerzierplatz im Tiergarten ein Garnison-Gottesdienst gehalten, zu welchem Zweck die Truppen in einem großen Biered aufgestellt waren. Den Höhepunkt erreichte die schlichte Feier, als nach der eindrudsvollen Predigt des Garnisonpfarrers Licht inmitten der versammelten Generalität der greise, aber noch immer elastische und frische Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt eine kraftvolle Ansprache hielt, die er mit dem Ruf: Es lebe der König! schloß. Ein dreimaliges Hurra pflanzte sich brausend über den Platz fort, während eine unweit des Platzes aufgestellte Batterie Kanonenschläge löste. Die Truppen formierten sich hierauf in zwei Linien. Der Fürst ritt zuerst an ihnen entlang und ließ sie dann an sich vorbeimarschieren, wobei er mehrmals seiner Zufriedenheit durch huldvolles Kopfnicken Ausdruck gab. Nachmittags und abends versammelten sich die Regimenter auf verschiedenen, in der Umgebung Berlins zur Bewirtung des Militärs eigens eingerichteten Plätzen und vergnügten sich dabei durch Scheibenschießen, Wettlaufen usw., wobei es Prämien gab und später auch fröhlichen Gesang und Tanz ausgiebig gehuldigt wurde. Ein schöner Sommerabend begünstigte die Veranstaltung von Illumination und Feuerwerk jeder Art. Vor allem in der Casenheide, wo die Grenadier-Regimenter Kaiser Alexander, Kaiser Franz und das Garde-Schützen-Bataillon versammelt war, erreichten Festpracht und Festfreude ihren Höhepunkt; drei Musikkorps trugen für die musikalische Grundlage des Volksfestes, an dem die Berliner Bürgerschaft natürlich regsten Anteil nahm, ausgiebige Sorge. Der Gouverneur von Berlin, Graf von Kalckreuth, veranstaltete nachmittags eine Festtafel, an der nächst den königlichen Prinzen Feldmarschall Blücher, das diplomatische Korps sowie die höchsten und hohen Staatsbeamten vom Militär und Zivil teilnahmen. Außerdem gab der zum Zweck der Fürsorge für bedürftige Krieger oder Familien gefallener Soldaten 1815 von der Berliner Garnison gegründete „Vaterländische Verein“ seinen Schützlingen noch ein besonderes Fest. „Nicht nur in der Residenz und deren Umgebung“, so hebt der ausführliche Bericht, dem wir die vorstehenden Angaben entnehmen, besonders hervor, „sondern selbst in den entfernten ländlichen Besetzungen und Dörfern Moabit, Grunewald, Pantow,

Charlottenburg, als an denjenigen Orten, wo ebenfalls Truppenabteilungen unserer tapferen Garnison Erfrischungen gereicht wurden, waren überall frohe Tischgesellschaften in buntem Gemisch sichtbar.“

Prinz Eugen bei Peterwardein (5. August 1716). Die Gestalt des „edlen Ritters Prinz Eugen von Savoyen“, der so recht der Nationalheld Österreichs ist, tritt in das helle Licht der Erinnerung am 200. Jahrestage des glänzenden Sieges bei Peterwardein, dem großartigen Auftakt zu jenem berühmten Feldzuge, in dem der Held „Stadt und Feste Belgrad“ eroberte. In einem feinsinnigen Aufsatz hat einmal der zu früh verstorbene Kunst- und Kulturhistoriker Ferdinand Laban auf die merkwürdige Tatsache hingewiesen, daß Prinz Eugen, der „das heutige Österreich-Ungarn geschaffen“, im Bewußtsein des Volkes nur noch als eine sageumspinnene Legendenfigur fortlebe, daß seine Persönlichkeit zu einem verzerrten, aber schattenhaften Symbol geworden sei. Heute gewinnt dieser deutsche Nationalheld in unserm Bewußtsein wieder Blut und Leben, und die ruhmvolle Überlieferung, die mit ihm verknüpft ist, erfährt in Österreich eine stolze Wiederauferstehung. Hugo von Hofmannsthal hat mit dichterischer Anschauung sein Bild gestaltet, und in einem der neuesten Bände der im Insel-Verlag erscheinenden „Österreichischen Bibliothek“ läßt eine kluge Auswahl aus seinen Briefen, Gesprächen und Urteilen die geistreich knappe, an Friedrich den Großen gemahnende Rede des Prinzen unvergängliche Weisheit verkünden. So rückt uns auch Prinz Eugen als Sieger von Peterwardein in eine neue Beleuchtung. Wir fühlen neben der kaltblütigen Besonnenheit des Taktikers, der in der Manöviertechnik und der allmählichen Ermattung seines Gegners die Strategie seiner Zeit zur Vollendung erhob, den unwiderstehlichen Angriffsgedanken des Schlachtenlenkers, der als Generalissimus im entscheidenden Augenblick des Kampfes wie ein gemeiner Krieger und zugleich wie der leibhaftige Kriegsgott als Vorderster sich in die Planke des Feindes stürzte. Prinz Eugen hat nie seinen Feind gering geachtet; aber er hat den überlegenen Gegner, wo es not tat, gepakt und geschlagen in dem Sicherheitsgefühl einer tiefen Gottesfurcht. „Wie Sie den Feind kennen, der von Natur kühn und dünnelt ist“, schrieb er nach der Schlacht bei Peterwardein an den Marschall Villars, „geschah ihm, was er hätte vermeiden können, da Gott mit der gerechten Sache war.“ Das fünfstündige Ringen vom 5. August 1716 leitete den letzten entscheidenden Krieg ein, den Prinz Eugen für seinen kaiserlichen Herrn gegen die Türken führte. Der siegegekürzte Feldherr hatte den Oberbefehl gegen den wieder bedrohlich vordringenden Feind übernommen und ein Heer von 68 000 Mann bei Peterwardein versammelt, gegen die der Großneffe Damad Ali Pascha 150 000 Mann von Belgrad her auf dem rechten Donauufer heranzuführte. Auf die Kunde seines Annahms nahm Eugen eine stark befestigte und sichere Stellung ein, in deren Anlegung er der bewährte Meister war. Gerüchte übertrieben die zahlenmäßige Übermacht des Gegners ins Ungeheure und erzählten von vielen Hunderttausenden, unter denen die berühmte und berüchtigte osmanische Reiterei eine Hauptrolle spielen sollte. Ein durch den Grafen Palffy am 1. August ausgeführter Erkundungsvorstoß mißglückte. Aber Eugen entschloß sich, obwohl er keine genauen Nachrichten über das ihm gegenüberliegende Heer hatte, zum Angriff. Seine Infanterie befehligte Feister, die Kavallerie Palffy, die Reserve Spleny. Auf der andern Seite stand der rechte Flügel unter dem Beglerbeg von Rumeli en Sari Ahmed, der linke unter dem Beglerbeg von Anatolien Türk Ahmed. Im Ansturm erfocht der österreichische linke Flügel sofort bedeutende Vorteile, aber der rechte wurde von dem vordringenden Feind zurückgeworfen, und so wankte das Rünglein der Waage, die den Sieg des Tages trug, bedenklich hin und her. Da warf Prinz Eugen plötzlich 2000 Reiter von seinem Flügel her gegen den linken Flügel der Türken, kam so in den Rücken und verwandelte ihr siegreiches Vorgehen in eine entschiedene Niederlage. Vergebens suchte Ali Pascha die Flucht seiner Truppen aufzuhalten; er fiel, und seine geschlagenen Linien stuteten ungeordnet nach Belgrad zurück, unter dessen Mauern sie Schutz fanden. Die Verluste der Kaiserlichen waren in dem kurzen, aber grimmigen Ringen nicht viel geringer als die des Feindes. 8000 Gegner waren auf dem Schlachtfeld geblieben; die Österreicher beklagten 5000 Mann an Toten und Verwundeten, aber reiche Beute und der Sieg war ihr Lohn.